

Eine Reitstunde [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 30

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

26. Juli 1919

Vaterland

Von Adolf Frey.

Du hastest auf den Lebenswogen
Nach Ehren und nach Gut und Tand
Und, von den Stuten fortgezogen,
Vergahest du dein Vaterland!

O steig empor die Selsenlehnen!
Im Schlummer schauert noch das Tal,
Und überm Selsenfirst zerdehnen
Die Nebel sich im ersten Strahl.

Es stemmen rings die starren Wände
Den Zackenschild zum Himmel an —
Da sink ins Knie und heb die Hände
Und bete als ein freier Mann!

Der Steig bezwingt die Trümmerhalde,
Die Alpe überschwillt den Stein,
Das Herdenleuten lacht zum Walde —
Du wandelst leicht, du wandelst rein.

Die Gletscherburg umbranden Gluten,
Der Wildbach silbert von der Wand
In dunkles Alpenrosenbluten —
Da bete für dein Vaterland!

(„Sestipiele“.)

Eine Reitstunde.

Von Ernst Zahn.

2

Das königliche Kind schien zu fühlen, was in ihm vor-
ging. Seine Hände stahlen sich schmeichelnd um die seine.
Es versuchte zu lächeln. „Es war sehr töricht von mir und
sehr ungeschickt, nicht aufzupassen.“

Der Marquis schwieg. Seine Zähne waren fest zu-
sammengebissen.

„Ich bin noch solch ein Nichtsnutz,“ sagte der Herzog
wieder.

De la Haie trug ihn aus dem Saale durch den hellen
Flur mit den vielen, hohen Fenstern, durch das Gemach,
wo er vorher gesessen hatte. Da befand sich die d'Albon
noch immer und las. Sie stand auf, stieß einen Schrei aus
und schlug einen Lärm, wie erregte Frauen tun.

Der Marquis achtete ihrer nicht. Er trug den Knaben
nach dessen Schlafgemach. Den Lakaien vor der Tür sandte
er zum Arzt.

Die Gräfin d'Albon setzte das Schloß in Aufruhr und
drang in die Gemächer der Dauphine.

Ein paar Minuten nur noch blieben der bleiche Knabe
und der Marquis allein. Die Lippen des Kindes waren
fest zusammengepreßt. Die Lider sanken manchmal über
die Augen, als ob die Schmerzen es einer Ohnmacht nahe
brächten. Die Hände zuckten. Aber immer wieder, wenn der
kleine Herzog den Blick ausschlug und den schreckensstarren

Zügen des Erziehers begegnete, leuchtete sein ganzes Gesicht
von einem mühsamen, liebevollen Lächeln der Ermutigung
auf.

De la Haie hatte ihn auf die breite Lagerstatt mit
dem seidenausgeschlagenen Himmel und den Elfenbeinengeln
an den Endpfosten gebettet. Die Sonne draußen hatte jetzt
ein wenig mehr Kraft. Sie kam in das hohe Gemach
herein, machte die Elfenbeinengelchen lachen, goldenes Zier-
zeug blitzen und gab der blauen Seide ebensoviel Glanz wie
dem Damast der Kissen und Decken.

Der Marquis sprach nicht. Er sah zerstört auf den
Prinzen nieder und es war ihm, als habe er mit tolpatschigen
Händen einen zarten Kristalltisch zerbrochen. In seinem
Kopfe wirbelten Gedanken. Mut hatte er das Kind da
lehren wollen! Bah, was war der Mut, den es zum Holz-
roßreiten brauchte, gegen dieses schweigende Ertragen der
Schmerzen! Gegen dieses Bemühen, ihn seine Schuld nicht
fühlen zu lassen!

Jetzt füllte sich das Gemach. Die Dauphine, Marie
Josephine, die Tochter des Königs von Polen, Augusts III.,
rauschte herein, gefolgt von Frauen und Höflingen. Sie
ging ein wenig rascher als sonst, aber in ihrem stolzen Ge-
sicht, dessen Abbild das des kleinen Herzogs war, stand
nichts von der Angst, die ihr Herz um den Liebling empfand.

Mit steilem Halse und schmalen Mund trat sie an dem sich verneigenden Marquis vorbei und hielt die Vorgnette an die braunen Augen gepreßt.

„Der Arzt?“ fragte sie scharf, knapp und leise mit einem Blick auf die Umstehenden.

„Er muß jeden Augenblick kommen,“ antwortete de la Haie.

Da erkannte der Herzog die Mutter. Seine Hände und Augen öffneten sich nach ihr, aber die Arme waren kraftlos.

„Mon chou, mon pauvre chou,“ entfuhr es der hohen Frau, es klang wie ein Schluchzen. Dann lag sie am Bett in den Knien und legte die Arme um das Kind.

Der Marquis unterdrückte das Stöhnen, das seiner Brust abermals entfahren wollte. Sein Gesicht war wie aus Stein, aber er schaute sich um, als hohnlachten alle, die herumstanden, über ihn.

Die raunten untereinander: was geschehen, wie es gekommen sei.

Dann hörte de la Haie sich nennen. „Marquis,“ sagte der Knabe. Ueber die angstvolle Mutter hin suchte sein Blick den Mann am Bett. „Hier bleiben,“ bat er.

„De la Haie soll bleiben,“ wiederholte er, zur Mutter gewendet. Es schien seine Seele zu beschäftigen.

„Der Marquis ist da, mein Süßer,“ tröstete die Mutter. Jetzt kam der Arzt.

Sie gaben ihm alle Raum. Er hieß sie hinausgehen. Nur die Dauphine, de la Haie und die d'Albon blieben zurück.

Der Doktor untersuchte, fragte, untersuchte wieder. Wie es geschehen sei? Ein Fall? Soso! Vom Schaukelpferde?

De la Haie stand Rede, während die d'Albon mit spitzen Blicken ihm ins Gesicht stach. Eben war er im Begriff, sich anzuschuldigen, alles genau zu schildern, wie es sich hergetragen. Aber der Knabe hatte an seinem Mund gehangen. Er sprach plötzlich ganz laut und fest: „Ich habe zu stark geschaukelt. Ich war mutwillig. Das ist die Strafe.“ De la Haie wollte widersprechen, aber das Kind merkte die Absicht. „Marquis,“ sagte es und bat mit den Augen, daß jener sich zu ihm niederbeuge.

Der Arzt war vom Bett hinweggetreten. Auf einen Wink der Dauphine begab er sich in demütiger Haltung mit ihr in eine Fensternische. Sie sprachen von den Folgen des Falles. Indessen kniete der Marquis am Bette des jungen Herzogs. Sein Ohr lag an seinem Munde. „Ich will, daß Sie bei mir bleiben,“ flüsterte der königliche Knabe. „Sie sollen mich nicht verlassen.“

Der Marquis fühlte es kalt den Rücken herunterrieseln, aber der Gehorsam des Soldaten regte sich in ihm. Er küßte des Herzogs kleine, kraftlose Hand. Dann begab er sich ans Fenster zu den beiden andern.

„Königliche Hoheit sind zart, sehr zart,“ sagte eben der Arzt.

Die Augen Marie Josephas richteten sich auf de la Haie. Er las wohl den Vorwurf und die Frage darin: Wo bist du gewesen, als das Kind fiel? Aber er sprach jetzt nicht mehr. Der Erbe Frankreichs wollte ihn bei sich haben. Wenn er seine Schuld gestand, war seines Bleibens nicht. So schwieg er.

„Wo waren die Diener?“ fragte die Dauphine zornig. „Ich begreife nicht, daß man dem Herzog nicht rechtzeitig beisprang.“

Obwohl sie die Stimme gedämpft hatte, klang es vom Bette her: „Ich hatte sie weggeschickt, Maman. Niemand ist schuld, niemand als ich selbst.“

In diesem Augenblick tönten im Hofe die Hufschläge wieder, nur hastiger und verwirrter als da die Herren verritten waren.

„Der Dauphin kommt zurück,“ sagte die königliche Frau. De la Haie richtete sich starrer auf. Da kam das Schicksal.

Wie die Rosen dufteten! Als seien alle die Sträucher und Bäume unter den Fenstern zu Opferstöcken geworden und die weißen, gelben, feuerfarbenen und blutdunkeln Blüten zu brennenden Räucherkerzen, die ihre Süße nach dem Zimmer eines Kranken sendeten.

Die Sonne hatte zu viel Gold für den weiten Tag, und ihr Ueberfluß quoll auf die granitene Gefimse. Die Vögel waren wie trunken von Licht und Luft. Sie blizten hin und her zwischen den Bäumen, an den Fenstern des Schlosses vorüber, und zuweilen, wenn sie ganz nahe flogen, zuckten ihre kleinen Schatten durch die Helligkeit des hohen Krankengemachs, in dem der Herzog von Burgund lag. Wundersam hob sich der schwarze Knabenlodenkopf aus den feinen, bleichen Rissen. Wangen und Schläfen waren fast so zart wie der Marmor der Wase, die drüben voll Rosen stand. Aber das dunkle Haar brach die Farbeneinzigkeit, und die Augen, die übernatürlich groß und glänzend erschienen, hatten Leben. Das eine hohe Fenster war ein wenig geöffnet; da drangen die Stimmen, die Kraft und die heiße Herrlichkeit des Tages herein und der Knabe erlauschte sie und atmete sie ein.

Drüben saß die Gräfin d'Albon, wie immer, über einem Buche, und an der Türe stand der steife Lakai und wartete auf Befehle.

Des Herzogs Gedanken waren emsig. Sie kannten das Gemach auswendig, das er nach dem Sturze nicht mehr verlassen hatte, auswendig die gepuderte Frau mit der wehleidig eigensinnigen Stimme und den Mann an der Türe, der wie eine Maschine war, welche er, der Knabe, nach Belieben in Bewegung setzen konnte. Er dachte über sie nach, wie geistlos und langweilig sie waren, und über das, was vor dem Fenster lag, das er nur noch, aus der Erinnerung kannte und das er sich doch an den Lichtern und Geräuschen, die das Fenster ihm hergab, wieder aufbauen konnte: einmal rauschenden Regen und triefende Bäume oder wie jetzt den heißen, prunkenden Sommer. Er dachte auch an alles, was in den langen, langsamen Krankentag eine Abwechslung brachte, an die Besucher des Gemachs, den gütigen, fröhlichen Vater, die leidenschaftliche Mutter, den König, der manchmal eintrat, sich von ihm die Hand küssen ließ und rasch wieder ging, so daß sein Besuch wie eine Amtspflicht erschien, an alle die Verwandten, Höflinge und Damen, ihr Lamentieren und Schmeicheln, ihre Geschenke und ihre Büdlinge, und er dachte an — de la Haie. Dieser kam täglich, aber es hätte wenig gefehlt, daß er nie mehr gekommen wäre! Die d'Albon da drüben hatte das Wort

zuerst hingeworfen, daß der Unfall nicht hätte geschehen können, wenn der Marquis seine Pflicht getan hätte. Dann wollte die Mutter diesen vom Hofe verbannt wissen. Er, der Herzog, hatte viel bitten und weinen müssen, und, wenn der Vater den Marquis nicht so geschächt hätte — wer weiß, was geschehen wäre! Jetzt war das alles vorbei, de la Haie seinem persönlichen Dienst neu zugeteilt. Und er kam täglich. Die Stunden mit ihm galten ihm mehr als alle Geschenke und Unterhaltungen. Waren sie schon früher gute Freunde gewesen, so hatte der Sturz zwischen ihnen eine seltsame Gemeinsamkeit geschaffen.

Der königliche Knabe grübelte über das nach, was ihn mit dem viel älteren Kriegsmann verband. Er wurde nicht ganz klar darüber, aber er, der so viel Zeit zum Nachdenken und weit über seine Jahre hinaus so viel Lust zu ernstlichen Gedanken hatte, spürte de la Haie die große leidenschaftliche Neigung an, die dieser für ihn empfand. Sie war unendlich verschieden von dem kriegerisch beklüfteten Wesen der andern. Hatte er früher unbewußt in ihrem Bann gelegen, so war er seit dem Sturz gewiß, daß sie bestand. Dieser Sturz! Dieses Unglück! Wie oft hatte er schon seinen Hergang und seine Ursachen sich wieder durch den Sinn gehen lassen! War der Marquis wirklich schuldig? Er war beauftragt, einen Mann aus ihm zu machen. So mußte er Forderungen an ihn stellen, konnte nicht ewig ihm die Hände unterlegen wie alle andern. De la Haie selbst aber machte sich Vorwürfe, litt unter einem Schuldbewußtsein, das erkannte er wohl. Das stand in des Marquis Augen, die sich immer so an ihm festhaken, in deren versteckten Tiefen immer eine solche Angst stand. Das verriet auch seine immer wiederkehrende Frage nach den Ansichten und Aussprüchen der Ärzte.

Die d'Albon drüben räusperte sich, ihre Finger schlossen und öffneten nervös das Buch, das sie hielten. Aha, da kam der Marquis! Sein fester, fast hastiger Schritt war unter hundert andern zu erkennen.

„Gehen Sie, Gräfin,“ sagte der Knabe, es klang ein wenig ungeduldig, fast unfreundlich.

Die d'Albon erhob sich, ihre Nasenflügel zitterten, aber sie sprach nicht. Unter der Türe traf sie auf de la Haie und schritt mit einer unglaublich hochmütigen Gebärde an ihr vorüber, der ihr mit einer leichten Verbeugung den Weg freigab.



Stanserhorn: Aussicht gegen Osten: Glarner- und Schwyzer-Alpen.

„Gehen Sie, Jean Baptiste,“ wiederholte der Herzog von Burgund, den Kammerdiener entlassend.

(Schluß folgt.)

Vom Stanserhorn und von der Stanserhornbahn.

Vor mir liegt die Nummer 224 aus der allbekanntesten Reiseführer-Sammlung „Europäische Wanderbilder“ von Drell Fühli in Zürich. Es ist eine ältere Nummer, reichlich 25 Jahre alt; aber mir scheint, die jüngeren, die um 400 herum — die Drell Fühli „Wanderbilder“ haben tatsächlich schon ganz Europa durchwandert und sind jüngst auch nach Afrika hinübergefahren — sie haben nicht mehr die gleiche Werbe- und Anziehungskraft wie jene älteren. Irgend ein Graphiker hat ihren Umschlag gezeichnet, irgend ein Photograph hat die Aufnahmen zu den Illustrationen geliefert. Einem zünftigen Globetrotter, wie deren heute mehr als genug durch die „Bahnhofstraße“ — und nicht nur durch die in Zürich — scharwenzeln, mag diese Art zusagen. Mich läßt das rote Kamel mit dem weißen Beduinenreiter in der gelben Sahara, lassen die Autotypien mit den Palmenwäldern und dem Schlangengaukler kühl. Da paßt mir Nummer 224 besser. Da hat noch der unvergleichliche Reisebilderzeichner J. Weber die illustrative Ausstattung besorgt. Da ist zunächst die Titelzeichnung: rechts ein ansteigender Wanderpfad mit einer Reisegesellschaft: voran ein behäbiger Papa, hinterdrein Mama und Töchterchen im altmodischen Reiseschleier, erstere auf dem Maultier, vom vertrauten Führer sicher geleitet; ein feuriger Jüngling schwenkt grüßend seinen Hut dem holden Fräulein entgegen in Erwartung einer angenehmen Reisebekanntschaft, während sein Kamerad am Wegbord sitzend die großartige Bergszenerie zu seinen Füßen und jenseits der Schlucht seinem Skizzenbuch einverleibt; links eine hohe Felswand, an der pustend eine Bergbahn à la Riggerbach zum schwindligen Gipfel emporklettert; tief unten glänzt ein Seespiegel mit einem munteren Reisedampferchen darauf. Ueber dieser Landschaftszeichnung der